



Hamburger Opernchef Dohnányi: Keine Zeit für schlechte Leute

burger Hauses nach vier Jahren Everding-Herrschaft: keine.

Das Liebermann-Image ist verblaßt und wird auch kaum wieder aufpoliert. „Ich bin nicht uraufführungsgeil“, spöttelt Dohnányi; ihm ist es im Grunde „wurst, ob ich eine Oper als erster oder zweiter herausbringe“. Ohnehin sieht er derzeit keine Avantgarde, sondern nur „Clubs“, „Establishment“ oder Irrläufer wie (den einst von ihm hochgeschätzten) Henze, der „sich über politisches Engagement wieder der sogenannten Avantgarde anschließen will“.

Als erstes zeitgenössisches Stück mutet Dohnányi den Hamburgern die Schiller-Oper „Kabale und Liebe“ von Gottfried von Einem zu, die er Ende letzten Jahres in Wien uraufgeführt hat: ein Trauerspiel mit und wegen der Musik.

Oper, es beunruhigt ihn, ist Industrie, „muß abgesetzt werden“. Aber je rücksichtsloser er zu höheren Eintrittspreisen gezwungen werde, obwohl „Oper nie rentabel sein kann“, um so weniger kann er riskieren: „Ein Moderner macht 15 000 Mark Minuseinnahmen pro Abend.“

Das Glitzerding Oper „als Wohlstandselement“ findet er „zum Kotzen“, lieber wäre es ihm als „Markenzeichen eines Opfers“ und allen zugänglich: „Ist es denn nicht toll, daß sich die Bevölkerung eines demokratischen Staates Oper und Theater hält, die nur eine Minderheit ausnützt?“ Ein privat gesponsortes Opernhaus, so die Gegenrechnung, „brächte hierzulande nicht einmal ein Streichquartett zusammen“.

Zum Ende seiner Frankfurter Amtszeit startete Dohnányi eine Umfrage unter bundesdeutschen Politikern über ihre Meinung zum Musiktheater. „Als Kind“, so motiviert Dohnányi diese

Aufklärungsarbeit, „hätte ich auch gern gewußt, warum meine Eltern mich ernähren.“ Bremens Koschnick antwortete: „Die Oper ist mir lieb und teuer.“

Er will Experimente, aber mit Maßen und Zielen, „weniger Ausstattung als Aussage“, was sich flott sagt, in der Regie „ein bißchen spekulativ arbeiten“. Seine eigene Frankfurter Inszenierung von Mozarts „Figaro“ fand viel Anklang, und er läßt, auch in Hamburg, aber erst später, das Mäusen nicht.

Die erste Sängergarnitur hat er bereits gebucht, Top-Kollegen wie Solti, Böhm, Abbado und Kleiber dagegen winkten ab, mit Karajan will er's noch versuchen. Das reicht nicht ganz, um die Blößen seines Konzepts zu decken — doch noch ist Schonzeit.

Zunächst einmal kann sich der Neuling 1978 im Ruhm des 300jährigen Jubiläums seines neuen Hauses sonnen: Gala-„Rosenkavalier“, Opernball, Festbuch, Ausstellungen, Gastspiele aus München, Wien, Berlin-West und -Ost, Dresden, Zürich und Dohnányi-Kopf und -Fußabdruck (in vergoldetem Bühnenstaub) auf einem Plakat zum Festjahr, Auflage: 50 000. Alles lieb und teuer.

Nachdenklich erinnert sich der dirigierende Manager Christoph von Dohnányi an Ludwig XVI., der am Vorabend der Revolution „rien“ in sein Tagebuch schrieb, weil ihm auf der Jagd „nichts“ vor die Flinte gekommen war. „Wir sind in der Oper in der großen Gefahr, genauso zu handeln, weil alles perfekt läuft und sich glatt verkauft.“

Die Hochkonjunktur der Firma Oper ist ihm unbehaglich. Die Angst, „das Monstrum“ könne von der Konsumgesellschaft totgefüttert werden, macht ihn sympathisch.

FERNSEHEN

Warme Menschen

In einer 13teiligen Serie will das ZDF die „deutsche Nationalgeschichte“ veranschaulichen.

Den deutschen Schülern ist sie, als klassisches Paukfach, oft genug „nur eine Last“. Auf den Universitäten verkümmert sie unter ungebührlich „starken neomarxistischen Einflüssen“ — mit linker Theorie beladen, „öd und entmenslicht“, ist die Geschichte schlicht „langweilig geworden“.

So denkt der Hamburger TV-Historiker Wolfgang Venohr, 52, und er weiß, daß diese Art „blutleerer“ Geschichtsbetrachtung „zu furchtbaren Frustrationen geführt hat“. Aber Venohr, Chefredakteur der Produktionsfirma „stern tv“, kennt ein Heilmittel: Geschichte, sagt er, wird zur Lust, wenn sie „an lebendigen, warmen Menschen festgemacht“, wenn sie „entstaubt und personalisiert“ wird. Und deshalb bringt Venohr dem Bildschirmvolk jetzt Deutschlands „große Männer und große Bösewichter“ nah.

Für das ZDF hat er eine „komplette deutsche Nationalgeschichte“ verfaßt, die den Bundesdeutschen endlich ihre historische „Identität wiedergeben“ soll. In 13 Serienfolgen à 50 Minuten durchmißt er fünf Jahrhunderte — von

* Volker Eckstein als Friedrich der Große in der Folge „Zwei Schwerter in der Hand“.



ZDF-Serie „Dokumente...“
„Mut, Mut, ihr Deutschen“



Die Harmonie von Körper und Geist war noch nie so wichtig wie heute. Noch nie aber war sie so gestört.

Geistige und körperliche Erschöpfung, Nachlassen der Leistungsfähigkeit, zeitweilige Potenzschwäche und eine Abnahme der Libido sind ernste Probleme unserer Zeit.

puamin®

...gezielt die Leistung des Mannes

puamin® enthält Wirkstoffe, die positiv die Sexualzentren im Gehirn und im Rückenmark beeinflussen, die Durchblutung des Beckenraumes anregen und die körpereigene Hormonproduktion fördern. Durch die ausgewogene Kombination der Wirkstoffe ist puamin® besonders gut verträglich.

puamin® – aktiviert den Mann im Mann

puamin® erhalten Sie in allen Apotheken

„David“ von Michelangelo



Interessiert Sie der französische Markt? Dann könnte »Maison Rouge, Place Kleber, Strasbourg« die neue Adresse Ihrer Firma sein.

Im Herzen der EWG, mitten in Straßburg, bauen OCEFI und SAEGIM – Frankreichs große Bauträger – ein neues Wirtschafts-Center.

Vom 3. bis 7. Stockwerk entstehen 5 Büro-Etagen mit allem Komfort. Kleinste Raumgröße 27 qm. Die Aufteilung der Räume kann nach Ihrem Konzept erfolgen. Die Chance, mitten in Straßburg (Parkplatz vorhanden) einen repräsentativen Firmensitz zu bekommen – und dies bei ausgesprochen preisgünstiger Miete – ist einmalig. Nutzen Sie die Möglich-

keit. Fordern Sie weitere Informationen von unserer Kontaktstelle: product-contact gesellschaft für marktförderung mbh, Gerokstr. 39, D-7000 Stuttgart 1.

Coupon

Wir sind an einem Büro im Maison Rouge, Strasbourg, interessiert. Bitte senden Sie uns weitere Informationen.
Firma/Anschrift:

Luther und den Bauernkriegen über Wallenstein, den Alten Fritz, Napoleon und Metternich, über Bismarck, den Weltkrieg-Kaiser Wilhelm II. bis hin zu Hitler, Ulbricht und Adenauer. Vom kommenden Sonntag an, vierzehntäglich zum passablen 21.15-Uhr-Termin, entrollt der Mainzer Kanal (zunächst drei Folgen) „Dokumente deutschen Daseins“.

Unter dem gestelzt-abschreckenden Serientitel verbirgt sich zum Glück kein dröges, dozierendes Gelehrten-Feature. Venohr hat sein Geschichtswerk mit allerlei Folklore-Musik belebt, gut gemeinte, aber mitunter reichlich plumpe Spielszenen eingeblendet und — als Clou — zwei umgängliche Herren engagiert, die Historie „als Streitobjekt“ präsentieren: In jeder Folge diskutieren, jeweils 18 Minuten lang, der unvermeidliche Sebastian Haffner und der Erlanger Professor Hellmut Diwald.

Im ersten Serienfilm („Mut, Mut, ihr Deutschen!“) entzündet sich die Kontroverse an der Rolle Luthers in den Bauernkriegen. Der Reformator, meint Journalist Haffner, sei die „wirklich geschichtsmachende“ Kraft im 16. Jahrhundert gewesen, „nicht die Bauern“. Luther, räumt Diwald ein, „hat den Deutschen das Denken beigebracht“, aber er habe sich als „der neue Papst aus dem Norden“ gebärdet und sei „nie für die soziale und politische Freiheit“ eingetreten. Haffner insistiert: „Ich lasse mir meinen Luther nicht verderben.“

In der Folge 2 („O, wie hat gehaust der Tod“) bemüht sich Wallenstein-Biograph Diwald, den kaiserlichen Feldherrn vom Ruch des „Abenteurers und Hochverraters“ zu befreien. Haffner trotzt: Wallenstein „hat aber für den Kaiser eine Politik machen wollen, die der Kaiser nicht machen wollte“. An dieser „Halbheit ist er gescheitert“. Ferdinand II., den beide Disputanten ungerecht als „kleinkarierten Kaiser der Gegenreformation“ abtun, „mußte ihn durch Mord loswerden“.

Mit solch anregenden, auch Laien verständlichen Expertengesprächen will Chronist Venohr seine Zuschauer „zum persönlichen Engagement“ animieren. Willkommen, sagt er, wäre ihm als Diskussionsteilnehmer auch ein linker Historiker gewesen.

Immerhin hätten Marxisten die faktengläubige, heldenfixierte bürgerliche Geschichtswissenschaft „zunächst durchaus bereichert“. Doch den Plan, Rudi Dutschke als Redner einzuladen, ließ er rasch wieder fallen, weil ihm Dutschkes „Soziologen-Deutsch und Polit-Chinesisch“ womöglich das Publikum vergrault hätte. Beim ZDF, das weiß auch Venohr, hätte er mit diesem Vorschlag eh nicht landen können: „Dann wäre das Projekt bestimmt sofort abgeblasen worden.“

Aber auch mit den Liberalen Haffner und Diwald hat sich das ZDF die-

ser verdienstvollen Nationalgeschichte nur sehr halbherzig angenommen. Anstatt die Serie en suite zu zeigen, wird sie — häppchenweise, mit langen Sendepausen — bis ins Frühjahr 1979 dar- geboten.

Historisches Bewußtsein läßt sich mit solchen Sendepausen sicher nicht ent- wickeln.

FILM

Kraut und Rüben

„Der Mädchenkrieg“. Spielfilm von Alf Brustellin und Bernhard Sinkel, Deutsch- land 1977. 143 Minuten; Farbe.

Das deutsche Film-Tandem, beste- hend aus Alf Brustellin und Bern- hard Sinkel, fährt seine Erfolge auf Außenseiterpositionen:

„Lina Braake“, der erste Film, zeigte eine Altersheimmisere — als fröhliche Betrügerkomödie mit eingängiger Mu- sik und obligatem Happy-End.



„Berlinger“ träumte einen deutschen Sonderlingstraum — durch das Elend deutscher Zeitgeschichte kurvte ein ro- ter Aeroplan, ein Unterhaltungsfilm mit selbstmörderischem Ausgang.

Nun, als dritten Coup, haben sich Brustellin und Sinkel Manfred Bieters Erfolgsroman „Der Mädchenkrieg“ gewählt, weil auch hier wieder die Hauptfiguren sich den Zeitläufen bur- schikos und vital in den Weg zu stellen suchen. Auch im „Mädchenkrieg“ also wird unterhaltsam für das Recht auf ein kapriziöses Einzelleben in kollekti- ven Zeitenläufen plädiert, wobei Bru- stellin und Sinkel genau wissen, wer da gewinnt: sie feiern fröhlich Untergang.

Der Stoff — das Schicksal der drei Töchter eines deutschen Bankdirektors in Prag, deren Lebens- und Liebesan- sprüche zur gleichen Zeit erwachen, da Hitler sich anschickt, auch in Prag alle derartigen Ansprüche niederzutreten — scheint für einen heutigen Film ge- radezu ideal.

Die Kulisse der goldenen Stadt, ge- mischt mit nostalgischer Sehnsucht; backfischhafte, weißgekleidete Auf- bruchstimmung kontrastiert mit dem lebensfeindlichen Braun und Feldgrau der einmarschierenden Nazis; ein selbstvergessenes, selbstverliebtes Bür- gertum, das kaum kapiert, warum es untergeht, und dessen Untergang doch lebenswürdig und lebensuntüchtig zu- gleich ist: das alles ermöglicht dem

machen als ein illuminierendes Feuer- werk im Hintergrund: Vorne wütet Herz-Schmerz, im Hintergrund grollen die Kanonen. Aber der Krieg ist nur ein kinowirksamer Feuerschein, der die Jungmädchengesichter einfärbt.

Vielleicht ist es die melodramatisch verschlungene Romanhandlung, in der, mit wechselnden Positionen, zwei Schwestern einen Mann und wiederum zwei Männer eine der Schwestern lie- ben, die den überlangen Film auf die Dauer zu einem Sammelsurium von so- genannten filmischen Höhepunkten macht: Man trennt sich, vereint sich, liegt sich lachend und weinend in den Armen, geht ins Kloster, erschlägt den Nebenbuhler, kämpft als Partisan an der Seite des Geliebten, tanzt mit den



Brustellin-Sinkel-Film „Der Mädchenkrieg“: Gefühlsboutique der Dreißiger

Film seinen Blick zurück in eine mon- dän vermodernde Welt.

Natürlich geht es dabei um Liebes- lust und/oder -leid. Und der „Mäd- chenkrieg“ hätte im besten Falle jenen Kontrast erfassen können, der private Affären in kollektiven Zeiten brisant und tödlich macht: Da liebt ein junges Mädchen einen jungen Mann, schön und gut, aber sie ist Deutsche, höhere Tochter und er Sohn eines tschechi- schen KP-Abgeordneten. Liebesränge- leien vor dem Kaminfeuer, von den beiden als romantische Flucht empfun- den, werden zum lebensgefährlichen politischen Spiel. Doch seltsam: Sosehr Brustellin und Sinkel den Reiz dieser Unvereinbarkeit gespürt haben müssen — was sie daraus gewinnen, ist besten- falls der Kontrast zwischen Mensch und Kulisse.

So genau die beiden Filmer das Inte- rieur und die Atmosphäre der Jahre 1936 bis 1945 eingefangen haben, so wenig ist es ihnen geglikt, aus der her- beigefilmten Zeitgeschichte mehr zu

Nazi-Schergen den letzten Tango. Kurz: Der Film hat so viel Schicksal, daß er keines mehr hat.

In Episoden sagen jüdische Kaufleu- te sarkastische letzte Worte, und in dem Wirrwarr der Gefühle kann der Film sich nicht mehr darüber klarwer- den, ob er den Einmarsch der Deut- schen in Prag oder die Operauffüh- rung eines tschechischen Komponisten wichtiger nehmen soll. Statt zu kontra- stieren, wirft er, um es mit Nestroy zu sagen, Kraut und Rüben durcheinan- der, als wären es Kraut und Rüben.

So kommt es, daß der Film mit der Mischung Nesthäkchen im Zweiten Weltkrieg uns eigentlich weder über die Nesthäkchen noch über den Krieg etwas anderes zu sagen weiß, als was uns die Film-Klischees darüber schon seit Jahren verschweigen.

Die Mädchen sind mehr oder minder drollige Mannequins aus der luftigen und duftigen Gefühlsboutique der spä- ten dreißiger Jahre. Der Krieg ist jene altbewährte Legierung aus Puff und Stiefel, Cognac und Gestapo-Zynis-

* Links: Mathias Habich und Antonia Reininghaus; oben: Katharina Hunter und Adelheid Arndt.